

Alfred Gierer

Was ist der Mensch? In vieler Hinsicht sich selbst ein Rätsel ...

Artikel in: „Was ist der Mensch?“, Humanprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW), Band. 3 (Ganten, D., Gerhardt, V., Heilinger, J.C., Nida-Rümelin, J., Hg.), S. 103-105. Walter de Gruyter, Berlin, New York 2008

Was ist der Mensch? In vieler Hinsicht sich selbst ein Rätsel...

... aber wir wissen doch einiges, was unser Selbstverständnis angeht, und wir wissen auch ganz gut, warum wir nicht alles wissen können. Zu beidem trägt nicht zuletzt die moderne Naturwissenschaft bei. Zum einen sagen biologische Erkenntnisse etwas über die Herkunft des Menschen in der Evolution, über das Gehirn als Organ des Geistes, über die biologisch angelegten menschlichen Fähigkeiten, die in die Eigendynamik der Kulturentwicklung geführt haben. Dabei handelt es sich um sehr allgemeine Fähigkeiten wie die der Sprache und des strategischen Denkens. In verschiedenen Szenarien der Zukunft sind jeweils wir selbst und unsere Mitmenschen repräsentiert. All dies erfordert Meta-Ebenen der Informationsverarbeitung im Gehirn. Dabei ist die biologische Grundausstattung an Fähigkeiten und emotionalen Dispositionen der ganzen gegenwärtigen Spezies „Mensch“ gemeinsam.

Das Abenteuer Naturwissenschaft zeigt uns aber auch - wie kaum eine andere Kulturleistung - Reichweite und Grenzen menschlichen Denkens überhaupt. Die naturgesetzliche Ordnung ist dem menschlichen Geist in erstaunlichem Maße zugänglich. Das wissenschaftliche Denken selbst ergibt aber auch Einsichten in Grenzen der Erkenntnis: Grenzen der physikalischen Berechenbarkeit ebenso wie Grenzen der logisch-mathematischen Konsistenz unseres Denkens. Vor allem aber sprechen gute Gründe für prinzipielle Grenzen einer rein naturwissenschaftlichen Erklärung von menschlichem Bewusstsein - die Gehirn-Geist-Beziehung ist nicht vollständig dekodierbar. All dies hängt damit zusammen, dass kein endliches System sich selbst mit den je eigenen Mitteln vollständig erfassen, begreifen, verstehen, absichern kann. So genau Aussagen inhaltlicher Naturwissenschaft oft sind, auf der metatheoretischen Ebene bleibt die Gesamtheit unseres Wissens, und damit auch die Stellung des Menschen in der Natur deutungsfähig und deutungsbedürftig; sie ist mit verschiedenen, natürlich nicht mit allen, philosophischen, kulturellen und religiösen Interpretationen vereinbar, und daran wird sich auch nichts ändern. Erkenntnislogisch gesehen dürfen und können wir wählen.

Worum es dabei eigentlich geht, ist Lebenskunst, die Frage nach der guten Art zu leben, und deshalb plädiere ich im Zweifelsfall für metaphysischen Optimismus. Im Menschen ist Geist und Materie verbunden. Die Naturwissenschaft gilt oft als materialistisch-mechanistisch; aber gerade die Basiswissenschaft Physik ist alles andere als rein materialistisch, sie verbindet materielle, zum Beispiel atomare mit mentalen, konzeptionellen, mathematischen Aspekten. Die Quantenphysik ist keine rein materialistische Theorie, die Einstein - Formel $E=mc^2$ kein rein materialistisches Gesetz. Der Mensch ist materiell ein winziges und kurzlebiges Wesen in einem unheimlich großen Weltall. Mental aber ist er in seinem Denken, seinem Bewusstsein, oft auch in Beziehung zur Natur in seinem Fühlen mit der Ordnung des Universums verbunden, zu dem er selber gehört. Metaphysischer Optimismus heißt, den Menschen nicht in erster Linie als Spielball materieller Prozesse zu sehen. Er muss sich nicht den inzwischen angestaubten deterministisch-mechanistischen Weltbildern des 19. Jahrhunderts unterwerfen; er darf sich durchaus in wesentlicher Hinsicht als frei empfinden. Er kann fast im platonischen Sinne das Mentale und damit die Beziehung seines Bewusstseins zur gedanklichen Ordnung des Naturgeschehens betonen, und er muss sich auch nicht die religiöse Frage verbieten, was diese Verbindung für ihn bedeuten kann.

Antworten auf Fragen, was der Mensch ist, suchen wir besonders im Hinblick auf soziale Beziehungen. Evolutionsbiologisch sind in uns starke Anlagen zur Selbsterhaltung und der Vermehrung je eigener Gene angelegt. Darin steckt eine gehörige Portion Egoismus; man sollte sie aber nicht überschätzen. Zu unserer genetischen Grundausstattung gehört auch die Fähigkeiten der Empathie, des sich-Hineinversetzens in Befindlichkeiten und Gedanken Anderer. Auf diesen und anderen Anlagen sozialen Verhaltens beruht die sehr große Kooperationsfähigkeit unserer Spezies Mensch, die entscheidende Voraussetzung von Lebens- und Überlebenschancen sind.

Die allgemeinen Fähigkeiten des menschlichen Gehirns und ihre emotionale Basis sind somit Ergebnisse der biologische Evolution, aber die Fähigkeiten setzen ihn seit vielleicht hunderttausend Jahren dann frei in die Eigendynamik der Kulturgeschichte: Sie begründen, aber sie begrenzen auch die Spielbreite möglicher kultureller Entwicklung und Differenzierung.

Welchen Gebrauch sollen wir von diesen Fähigkeiten machen? Ich möchte wieder Kriterien der Lebenskunst in den Vordergrund stellen. Dabei kann man sich an real existierenden Gesellschaften, Kulturen und Epochen orientieren, die sich in Lebensformen und Lebensqualität unterscheiden und unterscheiden: Welche würde man sich aussuchen, wenn man die je eigene Rolle innerhalb der Gesellschaft vorher nicht kennen würde? Was Optionen für gesellschaftliche Entwicklungen in der Zukunft angeht, so sind dafür

nicht zuletzt diejenigen Grenzen zu achten, die die biologisch angelegten Merkmale unserer Spezies setzen. Moralische Forderungen, die diese Grenzen überschreiten, sind kontraproduktiv, zumal es ja nicht nur eine Moral gibt und die Propagierung einer bestimmten Moral auch sehr egozentrisch sein kann.

Soll man trotzdem moralische Ansprüche überhöhen, um wenigstens einen Teil davon erfüllt zu sehen? Nach dieser Auffassung ist Moral etwas, das den Anlagen der Menschen abzurufen ist. Moralismus ist jedoch, wie die politische Erfahrung zeigt, potentiell enthemmend, ist eher brutalisierend als zielführend. Viel besser erscheint mir der Ansatz des großen Philosophen des Glücks, Epikur, zu sein, die natürlichen Antriebe zu respektieren, um auf ihnen aufzubauen und sie menschenfreundlich sowie auf Langzeitwirkungen bedacht zu generalisieren. So hat es nicht zuletzt auch Schiller gesehen, wenn er vor der Vorherrschaft eines moralisierenden „Egoismus der Vernunft“ warnt und an das Vermögen des empathischen Gefühls appelliert, „fremde Natur getreu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen“. Die neuere Soziobiologie erklärt nicht mehr nur egoistische, sondern durchaus auch in begrenztem Maße freundliche Züge menschlichen Sozialverhaltens: Gemeinsinn ist eine wertvolle, aber knappe Ressource unserer biologischen Spezies „Mensch“, die eher behutsam und mit Rücksicht auf natürliche Anlage des Menschen zu aktivieren ist.

Anmerkung: Ausführlichere Darstellungen zu Themen dieses Essays finden sich in meinem Buch: Alfred Gierer, 1998, *Im Spiegel der Natur erkennen wir uns selbst - Wissenschaft und Menschenbild*, Reinbek: Rowohlt. Volltext im Netz unter <http://edoc.bbaw.de/volltexte/2007/444/pdf/25hPFNizyGEZQ.pdf>